

ERNST FUCHS, 1903 - 1983

Dr. Robert Schuster

Was haben wir ihm zu verdanken? Seine Schüler, die namhaften und die anderen, können bezeugen, dass durch ihn für sie die Theologie interessanter geworden ist, auch wenn sie gleichzeitig schwieriger wurde.

Beides lag daran, dass er der Lehrer war, der selbst wie kein anderer Fragen stellte und seinen Schülern zumutete, sich mit ihm zusammen ins Freie zu bewegen. Alle, die sich darauf einließen, konnten an ihm lernen, dass wir auch in der Theologie für unsere Fragen verantwortlich sind, auch für die, die wir nicht stellen. Das heißt auch, dass wir sie nicht durch vorschnelle Auflösungen überspielen. Mit methodischen Zweifeln haben die Fragen, die Ernst Fuchs stellte, nichts zu tun. Sie sind durchweg heuristisch, dienen der Besinnung auf die Wahrheit des Glaubens und gehören deshalb immer noch zum Wichtigsten unter dem, was er uns hinterlassen hat. Was wir ihm verdanken, werden eigentlich nur die sagen können, die sich von ihnen immer noch zur Besinnung leiten lassen.



Anlass dazu gibt uns das Neue Testament. Ernst Fuchs trug ja so wenig wie sein Lehrer Rudolf Bultmann fremde Fragestellungen oder Auslegungsprinzipien an dessen Texte heran. „Existenziale Interpretation“ war eben nicht der Versuch, mit einem von der Philosophie Heideggers geborgten Schlüssel das Neue Testament auszulegen. Davor hatte Martin Heidegger selbst deutlich genug gewarnt. Ernst Fuchs wusste sich mit seinen Lehrern und seinen theologischen Freunden darin einig, dass das Neue Testament als Urkunde des Glaubens verstanden werden will. Die historisch-kritische Arbeit an den Texten wird dabei nicht übersprungen. Aber sie ersetzt nicht die Frage nach dem Verstehen, das zum Glauben gehört. Das war das hermeneutische Problem, das Ernst Fuchs von Rudolf Bultmann aufnahm und bei dem er geblieben ist. Auf diesem Weg hat er seine Lehrer niemals verleugnet, auch wo er ihnen widersprechen musste.

Erfahrungen des Glaubens

In der Entmythologisierungsdiskussion, die Rudolf Bultmann vor allem auch in Württemberg ausgelöst hatte, stand Ernst Fuchs zu der Aufgabe, die damit gestellt war: Wenn wir nach dem Selbstverständnis der Menschen fragen müssen, die sich damals mythologisch ausdrückten, dann verwandelt sich „Auslegung der Vorstellungen in die Auslegung unserer eigenen Existenz“. Glaube heißt deshalb mit Rudolf Bultmann damals wie heute, sich selbst als Gottes Werk neu zu verstehen. Das hat auch Ernst Fuchs festgehalten und ist immer wieder darauf zurückgekommen. Aber das Neue Testament selbst hat es ja nicht nur mit der Genesis des Glaubens, sondern auch schon mit seinen Folgen zu tun. Die für die hermeneutische Weiterarbeit von Ernst Fuchs bestimmende Frage heißt: „Welche Erfahrungen macht der Glaube?“ Einige Schwierigkeiten, Ernst Fuchs zu verstehen, hängen damit zusammen, dass bei uns trivialisierte Erfahrungsvorstellungen den Ton angeben. Etwa „Wirkungsgeschichte“ auf der einen, „innere Erfahrungen“ auf der anderen Seite. In unserer Kirche spekulieren wir inzwischen mit beiden. Ernst Fuchs hatte mit seiner Frage nach der Erfahrung, die der Glaube macht, das Neue Testament als Ausleger im Blick. Da ist ja der Glaube kein Standpunkt, sondern von Anfang an Nachfolge Jesu und nach Gal 5,6 „in der Liebe am Werk“, weil Menschen glauben, dass sie das Jesus schuldig sind. Das aber macht den Glauben verletzbar und setzt ihn dem Widerspruch, ja der Feindschaft aus, wie es Jesus selbst widerfahren ist. Darum sagt Ernst Fuchs: „Zum Glauben gehört ein Wort, das den Glauben nicht nur hervorruft, sondern ihn auch begleitet.“ Das ist die Erfahrung, die er im Neuen Testament aufnimmt. Und darin erkannte er auch den besonderen, eigenen Bezug, den der Glaube zur Sprache hat, der

ihn bewog, Hermeneutik des Neuen Testaments „Sprachlehre des Glaubens“ zu nennen. Natürlich hat das Misstrauen hervorgerufen, dass Ernst Fuchs das protestantisch erhärtete „Wort“ ins Element der „Sprache“ senkte, womöglich gar auflöste. Wollte er die Theologie an eine Sprachtheorie binden? Er wollte ein Sprachphänomen beachten, das durch herrschende Sprachtheorien auch in der Theologie durch die herrschenden Sprachtheorien überspielt und verdeckt wird, aber unser alltägliches Zusammenleben bestimmt.

Dort, wo wir sprechen, weil wir uns verstehen, sagt die Sprache, wozu es Zeit ist. In diesem vertrauten Lebensbereich, in dem Sprache so unterschiedlich gestimmt ist, z.B. im Schrei, in der Klage, im Gesang, ist sie Zeitansage. Anders können wir das kameradschaftliche „Mahlzeit!“, anders auch nicht das Abendlied von Claudius verstehen, anders aber auch nicht das Wort des Vaters, der sagt: „Schlachtet das gemästete Kalb, lasst uns essen und fröhlich sein ...!“ Wir können nicht übersehen, dass an solchen echten Zeitansagen die Zeit nicht nur datiert und privatisiert wird, sondern als gemeinsame eröffnet und zugesprochen. Auch Erzählungen tun das, die Menschen versammeln, um sie am Ende nicht wieder sich selbst zu überlassen.

Phänomen der Sprache

Dieses Phänomen der Sprache war bei Ernst Fuchs für die Sprachlehre des Glaubens so wichtig geworden, weil es uns das Verständnis dafür freigeben kann, was Jesus selbst für den Glauben gewesen ist. Seine „Verkündigung“ musste von allen seinen Hörern als die Zeitansage verstanden werden, die alle in die Zeit des Reiches Gottes ruft, weil diese gekommen ist. Dafür hat Jesus ihren Glauben gefordert, nämlich sich mit ihm zusammen auf die Seite Gottes zu stellen und sich gefallen zu lassen, dass Gott jetzt für uns handelt und eintritt.

Das Neue Testament sagt nun aber nicht nur, dass Jesus diesen Glauben initiierte. Es hält auch für uns fest, womit er für ihn sorgte. Deshalb gehört für Ernst Fuchs Jesus nicht nur zur Vorgeschichte der neutestamentlichen Theologie. Jesus entspricht der eschatologischen Zeitansage zum Glauben an Gottes Nähe, indem er den Glaubenden mit seinem Verhalten (Mahl) und mit seinen Worten eine Gemeinschaft gewährt, in der sie sich mit ihm der unverdienten und unverdienbaren Liebe Gottes freuen können. In dieser Gemeinschaft sind die Gleichnisse Jesu mehr als Veranschaulichungen des Reiches Gottes. Es sind der Liebe Gottes selbst entsprechende „Sprachereignisse“, die Jesus den Zuhörenden für ihren Glauben mitgibt.

Sprachlehre des Glaubens

Kann man für eine Sprachlehre des christlichen Glaubens die Liebe so zum Hauptwort machen, wie Ernst Fuchs es getan hat? In einer Zeit, in der dieses Wort fast nur noch in falschen sentimental Texten gebraucht wird, war er damit allzu leicht dem Verdacht der Subjektivierung oder der Ethisierung des Glaubens ausgesetzt. Aber darum konnte sich Ernst Fuchs nicht kümmern. Das Problem, das ihn beanspruchte, war ja gerade die Erfahrung, dass die Liebe ohne den Glauben auch in der Sprache jedem Missbrauch ausgesetzt ist. Ja, das Problem, das ihn beanspruchte, waren auch die Erfahrungen der Glaubenden selbst. Ist der von Jesus geforderte Glaube an die Liebe in dieser Welt nicht zum Scheitern bestimmt? Ernst Fuchs sagt: „Es wäre nicht zu verantworten, die Leute zum Glauben anzuhalten, wenn ihnen nicht gesagt werden dürfte und könnte, dass Gott nicht müßig ist und mehr tut als der Mensch.“ Denn es ist ja nicht nur die verstockte Ablehnung der Ungläubigen, die den Glaubenden zu schaffen macht. Es ist auch für die Glaubenden schließlich der Tod, der in unserer Welt den Ton angibt und zu uns sagt, „dass die Liebe selbst unserem Leben in der Welt nicht gewachsen ist“.

Die Sprachlehre des Glaubens muss mit dem Neuen Testament diese Erfahrung unseres Lebens als Herausforderung an die Liebe verstehen, bei der es dann immer wieder darauf ankommt, dass der Glaube sagen kann: Die Liebe siegt. Wenn Ernst Fuchs das ein Postulat des Glaubens nennt, dann erinnert er damit mindestens insoweit wohl bewusst an Kant, als er ebenfalls sagen will, wofür wir Gott in Anspruch nehmen müssen und dürfen. Der Glaube kann das ohne Gott nicht sa-

gen. Wo immer es der Glaube zu sagen hat, da bekennt er mit Jesus, dass die Liebe Gottes Werk geworden ist und für sich selbst garantiert. So aber wird es etwas vom Wichtigsten, wozu eine Sprachlehre des Glaubens anleitet, zwischen uns selbst und dem, was Gott an uns tun will, zu unterscheiden.

Predigt in schlimmer Zeit

Alle, die von 1949 an in Tübingen, Berlin und Marburg Ernst Fuchs als Lehrer hatten, konnten bezeugen, dass die hermeneutische Besinnung, zu der er anleitete, die Predigt ständig und nicht nur am Rande einbezog. Kein Wunder, er war von 1933 bis 1949 als Pfarrer in Winzerhausen und Oberaspach jeden Sonntag selbst Prediger. Und mit den Freunden der Kirchlich-Theologischen Sozietät war er vor allem durch die Auslegung der gemeinsamen Predigttexte verbunden. Es war eine Zeit, in der die Zuträger der Überwachung in jedem Gottesdienst da waren und alles darauf ankam, ob die Texte der Bibel zum Versteck wurden oder zum offenen Wort für eine Hörerschaft, die außerhalb der Kirche kein freies Wort mehr zu erwarten hatte. Es war kein Schreibischgedanke, wenn Ernst Fuchs geradezu sagte: „Das hermeneutische Prinzip des Neuen Testaments heißt Predigt.“ Die Hermeneutik sollte die Aufgabe haben, „die der Auslegung nötigen Begriffe so zuzurichten, dass die Sprache des Textes nicht von der Existenz getrennt wird, sondern in der Existenz bleibt, die den Text hervorbrachte.“

Existenz?

Damit bezeichnete Ernst Fuchs die, die damals berufen waren, die Stimme der Liebe Gottes, „die in Christus Jesus ist“ (Röm. 8,39) kenntlich zu machen, sie hören zu lassen und auf sie aufmerksam zu machen und uns, die wir dazu berufen sind im selben Glauben. Diese Existenz hat das Neue Testament hervorgebracht, und deshalb können wir auch uns in seinen Texten wiederfinden.

Wenn aber die Existenz der Glaubenden von Anfang an darin besteht, eine möglichst deutliche Deixis auf die Stimme der Liebe zu sein und immer wieder zu werden, dann bleiben sie selbst des Glaubenszeugnisses und das heißt der Predigt bedürftig. Um dieser Bedürftigkeit willen muss der Glaube, wie Ernst Fuchs in einer Anleitung schrieb, in jeder Predigt neu gepredigt, das Wort, das zu glauben ist, jedes Mal ganz neu entworfen werden. Das Kriterium aber für mich als Prediger soll sein, „was ich in der Gottesfurcht anderen Menschen von Gott sagen kann und darum sagen muss! Und dazu liefert der Text immer eine gute Anleitung.“

Ein echtes Geschenk anlässlich des einhundertsten Geburtstags von Ernst Fuchs war das Lesebuch, dessen Texte Eberhard Jüngel und Gerd Schunack verständnisvoll und sorgfältig zusammengestellt haben. Auf ihre Lektüre bereitet eine gewissenhafte und ausführliche Einleitung vor. Ihnen allen möchte ich das Ernst-Fuchs-Lesebuch herzlich empfehlen. (Verlag UTB, ISBN 3-8252-2419-8, 19,90 Euro)

Erschienen in der Zeitschrift „OFFENE KIRCHE“ Nr. 3/2006